

Monika Thamm

Erbe des Drachenblutes





Erbe des Drachenblutes

erschienen in der Astragard Verlagsagentur Ava
1. Auflage

Copyright 2012 by Monika Thamm

Lektorat: Florian Don-Schauen
www.NeanderthalXIII.de

Umschlagsgestaltung und Illustrationen: AVa

Printed in Germany

www.lebonara.de
www.astragard.com

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auszugsweisen Nachdruck und auf digitalem Wege sind der Autorin Monika Thamm vorbehalten.

Covergestaltung und Illustrationen Thorsten Kettermann
www.astragard.com

© 2012

Inhaltsverzeichnis

Vorgeschichte.....	5
1. Teil: Schicksalsfäden	10
Kapitel 1: Der Traum	10
Kapitel 2: Alte und neue Freunde	18
Kapitel 3: Dustersteinkobolde	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 4: Der Überfall	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 5: Die Legende der Göttermutter Gaia.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
2. Teil : Die Suche nach Lian	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 6: Ankunft in Tempelburg	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 7: Wahrheiten.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 8: Nirvans Vergangenheit.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 9: Das Auge der Götter.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 10: Das Erwachen	Fehler! Textmarke nicht definiert.
3. Teil : Der dunkle Kontinent	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 11: Vereinte Flucht	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 12: Sommu Seth	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 13: Der gefallene Gott	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 14: Die Prophezeiung	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Kapitel 15: Der Anfang vom Ende	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Epilog.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.





Vorgeschichte

Wolkenfetzen jagten über den Himmel, türmten sich zu formlosen Gebilden auf, nur um wieder auseinandergerissen und neu vereint zu werden. In der Ferne flackerten vielfach verästelte Blitze. Sie tauchten Hügel mit unbestellten Äckern und kleineren Baumgruppen für Sekundenbruchteile in grelles Licht. Donnergrollen zog heran und verlor sich im nächsten Moment im Rauschen eines heftigen Platzregens. Im aufkommenden Abendgewitter wirkte das verfallene Bauernhaus seltsam deplatziert in der einsamen Landschaft. Hier hatte schon lange niemand mehr Hand angelegt, um eine Außenwand auszubessern, zerbrochene Dachschindeln zu ersetzen oder einen wackelnden Fensterladen zu richten. Nichts wies darauf hin, dass das Gebäude noch bewohnt war.

Ein weiterer Blitz zeichnete sein zackiges Bild am Horizont, gefolgt von einem tiefen Grollen. Für einen kurzen Augenblick blendete das Licht den Jungen, der hinter einem der Fenster im Erdgeschoss stand. Er zog eingeschüchtert den Kopf zurück und drehte sich um. Hinter ihm stand eine schmale Frau mit strähnigem Haar und eingefallenen Wangen, die sich mühselig ein Lächeln abrang.

»Es tut mir leid, mein Sohn, doch ich befürchte, wir haben heute wieder nur trockenes Brot zum Abendessen.«

Verlegen fuhr sie sich mit den Händen über die alte Schürze, die, pedantisch ordentlich gebunden, das fleckige Kleid bedeckte. Der Blick des Jungen fiel ungewollt auf ihre schwieligen und aufgesprungenen Hände. Wann hatte seine Mutter aufgehört, schön zu sein? Er schluckte. »Mama, das ist nicht schlimm. Ich bin noch klein und brauche nicht viel.«

Traurig blickte sie ihn an. Ja, klein war er noch für seine zwölf Lebensjahre, aber genau deshalb – das wusste sie – hätte sie ihm besseres Essen besorgen müssen. Von Tag zu Tag war es schwieriger geworden, ausreichend Essbares aufzutreiben. Was hatte sie nicht alles getan, das ihr früher undenkbar gewesen wäre, nur damit sie und ihr Sohn am nächsten Tag nicht hungern mussten? Eilig wischte sie ihre trübsinnigen Gedanken fort und zwang sich ein weiteres Lächeln ab. Ihr einziger Sohn sollte nicht sehen, wie elend sie sich fühlte.

Sie knickte tief vor ihm, neigte den Kopf und drehte sich schnell im Kreis. Mit einer tänzelnden Bewegung ergriff sie zwei Holzteller und ließ sie fast geräuschlos auf den alten Tisch gleiten. Sie sumgte und nahm ein schartiges Messer vom Regal. »Eure Hoheit, wie viele Scheiben hättet Ihr gerne vom heutigen Schweinebraten?«, fragte sie mit verschmitztem Unterton. Der Junge grinste. Er kannte und liebte die kleinen Spiele seiner Mutter, mit denen sie versuchte, ihn das Leid so weit wie möglich vergessen zu lassen. Gerade dachte er über eine würdige Antwort nach, da prallten Faustschläge gegen die klapprige Haustür. Erschrocken fuhr er herum. »Mama«, hauchte er, aber sie bedeutete ihm mit der Hand, still zu sein. Schon barst die Tür unter den heftigen Schlägen. »Mama!«, brüllte er voller Panik, als mehrere Soldaten hereinstürmten. Seine Mutter keuchte laut auf. »Was wollt Ihr hier? Was haben wir Euch getan, dass Ihr mit Gewalt in unser Haus einbrecht?«

»Seid Ihr Marija Zinnerbaum?«, fragte einer der Männer. Hinter ihm zuckte erneut ein Blitz am Himmelszelt. Marija und ihr Sohn zählten die Umrisse von drei

Soldaten, die so schwer gerüstet waren, dass man nur die düsteren Augen in den Sehschlitzen ihrer Eisenhelme erkannte.

»Ja ...« Sie schluckte schwer. »Das bin ich. Was ist geschehen?« Langsam schob sie sich schützend vor ihren Sohn und drückte ihn nach hinten. Zwei der Soldaten traten heran und packten sie grob an den Armen. Sie schrie vor Angst und Schmerzen, doch die Männer schien das nicht zu stören. Der Junge brüllte und begann, einem von ihnen gegen die gepanzerte Brust zu schlagen und gegen die Beinschienen zu treten, aber auch das beeindruckte ihn nicht. Marija Zinnerbaum wurde aus dem Haus gezerrt, hinein in den heftigen Regen.

»Warum tut Ihr das? Ich erlebe Euer Mitleid, ich kann doch meinen Jungen nicht alleine lassen! Beweist Mitgefühl und lasst mich hier! Lasst mich bei meinem Sohn!«

»Mama!« Der Junge drückte sich an den Soldaten vorbei, um seiner Mutter ins Freie zu folgen. Da wurde er hart am Kragen gepackt. »Na, wen haben wir denn da?« Der Junge musste sich zwingen, die Augen von seiner flehenden Mutter abzuwenden. Regen prasselte in sein Gesicht. Schräg hinter ihm stand ein großgewachsener Mann, dessen weit geschnittener Umhang kaum die breiten Schultern bedecken konnte. Ein langer, weißer Bart verriet, dass er deutlich älter sein musste, als sein muskulöser Körper erahnen ließ. Erst als der Junge die spitz zulaufende Kapuze mit den Runenstickereien sah, wurde ihm bewusst, wer ihn hier am Schlafittchen gepackt hielt: der oberste Hofmagier des Monarchen.

»Mein Herr, bitte, Ihr habt Einfluss. Bitte helft meiner Mutter«, flehte er zitternd. Der Mann lachte ihn nur aus. »Helfen soll ich? Aber Junge, was kann ich schon unternehmen? Sind wir nicht alle Diener unseres Monarchen, und müssen wir nicht alle die einfachsten Gesetze achten? Wenn ich könnte, würde ich natürlich deine Mutter verschonen, aber Gerechtigkeit kann nur walten, wenn sich alle gleichermaßen an die Regeln halten.« Er lächelte, doch das Lächeln erreichte seine Augen nicht. Ein Frösteln überlief den Jungen. Schlagartig wurde ihm klar, dass der Mann Freude daran fand, durch das Land zu ziehen und Menschen höchstpersönlich als Unglücksbote gegenüberzustehen.

»Deine Mutter«, fuhr er fort, »ist eine Diebin. Leider haben wir Zeugen dafür, dass sie wiederholt Lebensmittel auf dem Markt gestohlen hat.« Mit einem übertrieben bedauernd wirkenden Gesichtsausdruck schüttelte er den Kopf.

»Wir sind in Not! Wir haben Hunger!« Tränen vermischten sich mit dem Regen in dem Gesicht des Jungen. Der kräftige Mann zuckte mit den Schultern. »Der Grund interessiert mich genauso wenig wie die Richter, die sich des Vergehens annehmen werden. Diebstahl ist Diebstahl, und dafür kann es nur eine Strafe geben: Deine Mutter muss in den Schulturm!«

»Nein!« Voller Verzweiflung brüllte und zappelte der Junge in den Händen des Mannes, der nun seine Faust deutlich fester um den nassen Stoff des Kragens ballte, damit er nicht entkam. Vom Regenwasser vollgesogen, hing das graue Leinenhemd schwer am mageren Körper des Kindes herab. In dem Schulturm des Monarchen zu landen, das wusste jeder, bedeutete nichts anderes, als einem langsam dahinsiechenden Ende entgegen zu blicken. Niemand kehrte von diesem düsteren Ort zurück. Es war ein Ort des Sterbens, nicht mehr und nicht weniger. Das durfte er nicht zulassen.

»Nein!«, wiederholte er und streckte die Arme in Richtung der zwei Soldaten, die seine Mutter festhielten. Zorn, unbändiger Zorn erwachte in ihm. Ständig verfolgte ihn das Unglück, wie ein Schatten im Hochsommer. Gleich wohin er ging, es hing ihm an und verdüsterte sein Leben. Alle Menschen, die ihm etwas bedeutet hatten, hatte er verloren. Einzig seine Mutter war ihm verblieben, er durfte sie nicht auch noch verlieren, niemals! Seine Rechte ballte sich zur Faust. Die Linke streckte er ruckartig in Richtung eines der Soldaten. Er wollte ihn vernichten! Er wollte ihn zerstören, ihn bestrafen ... von ganzem Herzen.

Er wusste nicht wie, doch aus seiner ausgestreckten Hand fuhr mit lautem Getöse ein hellblaues Funkengewitter und bohrte sich gnadenlos in den Oberkörper des Mannes. Der Mann brüllte auf, stöhnte und fasste sich an die Brust. In der Mitte seiner Panzerung prangte ein faustgroßes verkohltes Loch, aus dem der Geruch verbrannten Fleisches drang. Sekunden später stürzte der Soldat wie ein gefälltter Baum zu Boden. Marija Zinnerbaum wimmerte laut auf. »Was ...«, begann der Junge irritiert, nur um mit einem festen Schlag gegen den Hinterkopf zum Schweigen gebracht zu werden. Bewusstlos sank er auf den aufgeweichten Boden. Nachdenklich blickte der Mann hinter ihm auf ihn nieder. Mit einer Handbewegung bedeutete er den beiden verbliebenen Soldaten fortzufahren. Trotz ihres lauten Rufens und unermüdlichen Flehens zogen sie Marija vom Geschehen fort. Der Mann blieb mit dem bewusstlosen Jungen und dem Toten zurück. Rinnsale von Regenwasser suchten sich ihren Weg über seine spitze Kapuze hinab in sein Gesicht, bis hin zur Bartspitze. Nachdenklich stieß er den bewusstlosen Jungen mit dem Fuß an. »Und du, du wirst mit mir kommen, kleiner Kämpfer. Wir werden gemeinsam noch feststellen, welches Potential in dir schlummert. Möglicherweise werden wir noch sehr gute Freunde werden.«



Zur gleichen Zeit ...

»Die Runen lassen keine Zweifel: Ein Zeitalter der Finsternis wird hereinbrechen.«
 »Tod und Untergang werden kommen und sich einer Decke gleich über das Land legen. Viele werden sterben. Und Tempelburg wird untergehen, wenn ...«, der zweite Sprecher schluckte, »... wenn das prophezeite Kind nicht kommt.«

Zwei Männer, eingehüllt in lange, rote Mäntel, die mit aufgestickten Runen verziert waren, standen am Rande eines kleinen Wasserbeckens. Das Becken war auf einem Podest in der Mitte des Raums platziert, nur beleuchtet vom flackernden Kerzenlicht. Einer der Männer tauchte einen Zeigefinger hinein und beobachtete die entstehenden Wellenringe. Sein grauweißes Haar umspielte die von Sorgenfalten entstellte Stirn. Der zweite Mann, dessen blasser Schädel vollkommen rasiert war, griff in einen samtene Beutel und holte einige Knochensplitter heraus. Feine, mit Gold und Silber ausgegossene Linien überzogen jeden davon. »Und selbst dann ist es nicht sicher, dass die Welt sich wandeln wird und wir gerettet werden«, fügte er hinzu. Seine raue, dunkle Stimme erinnerte an das Geräusch von aneinander

geriebener Baumrinde. Er wog die Knochensplitter bedeutungsvoll in der Hand, dann warf er sie ins Wasser. Die meisten sanken direkt auf den Grund, doch einige schwammen obenauf.

»Gratuss, wie sicher seid Ihr Euch?« Eine hochgewachsene Frau trat aus dem Schatten einer Säule heran. Ihre schlanke Gestalt wurde von einem langen, nebelgrauen Mantel umspielt, ihr Gesicht lag halb verborgen unter einer tiefgezogenen Kapuze.

»Meine Herrin, ich bin mir so sicher, wie ich es sein kann! Wir haben alle uns bekannten Deutungen ausprobiert, und alle zeigten uns das gleiche Ergebnis.«

»Gratuss und Enag, ich frage Euch beide, worin mag der Sinn unseres Lebens bestehen?«, flüsterte sie leise.

»Herrin?«, fragte der Ältere irritiert nach, »was meint Ihr?«

Die Frau schlug die Kapuze so weit nach hinten, dass der Stoff an ihrem Haaransatz ruhte und man deutlich ihre feingeschnittenen Gesichtszüge erkennen konnte. »Das Wohl des Volkes war mir stets wichtiger als mein eigenes. So war es schon bei meiner Mutter und all den anderen Regentinnen vor ihr. Dennoch frage ich mich, ob wir immer die richtigen Entscheidungen getroffen haben. Hätten wir es besser machen können, um unser Volk zu schützen?« Sie neigte ihr Haupt. »Ich spüre große Gefahren auf uns zukommen, und die meisten sind daraus entstanden, dass es uns allen zu lange zu gut ging. Ich sehe Schatten am Rande unserer Existenz, nur weiß ich nicht, wie ich sie vertreiben kann.« Besorgt drehte sie ihren Kopf zur Seite.

Gratuss trat auf sie zu. »Herrin, wir Runenleger sind uns sicher, genauso wie die Sternendeuter: Die einzige Chance, die den friedliebenden Völker geblieben ist, ist dieses Kind! Es muss kommen und uns erretten. Das Kind wird einen Weg finden, wenn es so weit ist.«

»Dennoch, die Rettung wird ihren Preis haben«, ergänzte Enag. Das Kerzenlicht glänzte auf seinem polierten Schädel.

Gratuss schüttelte den Kopf. »Finden wir das Kind nicht, wird die Finsternis kommen und uns verschlingen! Das Kind kann möglicherweise einen Einklang zwischen Schwarz und Weiß finden.«

Die Frau legte ihre Hände an die Seiten der Kapuze und ließ sie mit einem Ruck ganz nach hinten fallen. Blendend weißes Haar kam zum Vorschein, das im deutlichen Gegensatz zu den jugendlichen Gesichtszügen stand. Ihr stechender Blick ruhte auf Gratuss. »Wenn man Schwarz und Weiß mischt, entsteht Grau und die Grundfarben gehen darin unter. Ist das der Preis, von dem Ihr sprecht? Wir geben unsere Identität auf, um etwas Neues zu erschaffen?«

Eine kurze, betretene Stille entstand, dann antwortete Gratuss: »Möglicherweise müssen wir uns wandeln, damit unsere Kinder eine Zukunft haben. Ja, Regentin, ich glaube, dass wir nicht mehr nach unseren alten Maßstäben zwischen Schwarz und Weiß – zwischen Gut und Böse – unterscheiden dürfen, aber niemand wird wahrlich dazu fähig sein, das zu ändern. Niemand, außer dem prophezeiten Kind!«

Gedankenverloren schaute sie in das Wasserbecken, von dem die Runenleger behaupteten, darin die Zukunft sehen zu können. »Es muss aus meiner Blutlinie stammen, nicht wahr?«

Die Männer schwiegen. Etwas Schwermütiges hing in der Luft. »So gesehen gibt es ein Problem, wie Ihr wisst. Mein einziges Kind ist tot. Es wäre das dreizehnte aus Lians Blutlinie gewesen. Außerdem ist es kein Geheimnis, was mir die Heiler gesagt haben: dass ich nie wieder ein Kind empfangen kann.«

»Ja, Herrin, Euer Kind wurde uns genommen«, stimmte Enag zu, »nichtsdestotrotz sagen die Runen, dass es Hoffnung gibt. Ich kann es nicht erklären. Euer schwerer Verlust konnte das Muster der Runen nicht verändern, und die Runen lügen nie. Es wird der Tag kommen, da werden wir eine Chance erhalten, wenn wir den Mut beweisen, danach zu greifen. Wir Runenleger glauben daran!«

Sie zog ihren Umhang enger um den Körper. »Dann will auch ich daran glauben und hoffen. Prophezeiungen, Wahr- oder Weissagungen gibt es mehr als genug, aber nur die so genannte 'Schicksalsprophezeiung', die bereits vor Jahrhunderten von einem der obersten Elbengelehrten ausgesprochen wurde, spricht von dem einem Kind, was sich mit Liebe gegen den Hass stellt und dabei siegt.« Sie zitierte: »*Das dreizehnte Kind wird den Ursprung seines Blutes suchen und das Schicksal aller finden. Die Wahl des Kindes entscheidet über Frieden und Veränderung. Wählt es falsch, kommt die Finsternis. Wo Hass einst die Basis schuf, kann Mitleid die Grundmauern erschüttern.*« Sie zog die Kapuze wieder über ihr Haupt und wandte sich von den Runenlegern ab. »Ich bete täglich zu Gaia, dass ich für dieses ereignisreiche Jahrhundert stark genug bin und die richtigen Entscheidungen treffen werde.« Mit jenen Worten verließ sie den Raum, ohne sich nochmals umzublicken.



1. Teil: Schicksalsfäden

Kapitel 1: Der Traum

12 Jahre später – Heute, in einer anderen Welt ... in unserer Welt

»Und es ist jede Nacht derselbe Traum?«, fragte Janice verwundert. Mina nickte fast unmerklich. »Ja, und Nacht für Nacht kommt er mir realer vor.« Die 17-jährige Janice Schneider war Mina von Gabriels beste Freundin, obwohl sie zwei Jahre jünger als Mina war. Das strohblonde schulterlange Haar und die kleinen Lachgrübchen in den noch fast kindlich runden Wangen schmeichelten Janices Gesicht, genauso wie ihre leuchtend grünen Augen. Mina war fast einen Kopf größer als sie, aber genauso zierlich gebaut. Kaskaden von gewellten dunkelbraunen Haaren bedeckten Minas halben Rücken und umrahmten ihr fein geschnittenes Gesicht mit der filigranen Nase, dem sanft geschwungenen Mund und den leicht markanten Wangenknochen. Wasserblaue Augen, geprägt von einem wachen Geist, funkelten Janice entgegen.

Charakterlich unterschieden sich die beiden Mädchen sehr. Janice strahlte Lebensfreude, aber auch ein starkes Selbstbewusstsein aus, was andere manchmal als Eitelkeit interpretierten. Sie war ein Mensch, der sich jeder Herausforderung ohne Zögern stellte und somit Probleme geradezu anzog. Wo Janice vor Leben und Dummheiten sprühte, bedachte Mina jede ihrer Handlungen oder Aussagen genau und galt als das Vorzeigestück der Vernunft. Janice liebte es, mit jedem gutaussehenden Jungen zu flirten. Mina wiederum wartete auf die große Liebe und hielt sich deshalb gerne zurück. Dennoch waren sie die besten Freundinnen und gingen gemeinsam durch dick und dünn. So kam es, dass manch einer sagte, dass die eine das hatte, was der anderen fehlte, und die beiden sich somit perfekt ergänzten. Heute aber stimmte mit Mina etwas nicht. Schon als sie zur Tür hereingekommen war, hatte Janice bemerkt, dass sie vollkommen übernächtigt wirkte. Zurzeit glich sie einer Marionette, deren Fäden durchtrennt worden waren und die sich nur noch durch das steife Holz ihrer Glieder aufrecht hielt. Schatten lagen unter ihren Augen.

»Jede Nacht derselbe Traum, und das seit zwei Wochen«, wiederholte Mina etwas verspätet.

Janice zuckte mit den Achseln. »Na ja, so was kann schon mal vorkommen. Man sagt, Träume seien der Schlüssel zum Unterbewusstsein. Die meisten Menschen verarbeiten in der Nacht, was sie am Tag erlebt haben. Bei dir wird es genauso sein. Man muss deinen Traum einfach nur richtig deuten.«

Mina schaute sie an. »So einfach ist das nicht. Was ich da träume, habe ich noch nie erlebt. Nichts davon scheint einen Sinn zu ergeben.«

Janice unterdrückte ein Stirnrunzeln. Ihre Freundin wirkte ungewöhnlich verstört, aber Mina sollte nicht merken, dass sie sich Sorgen machte. »Gut«, sagte sie zögerlicher, »gehen wir die Sache noch mal an. Erzähl mir deinen Traum.«

Minas Augen leuchteten. Stockend begann sie zu sprechen: »Es ist Nacht. Ich liege in meinem Zimmer, und der Vollmond erhellt den ganzen Raum. Dann erwache ich ohne erkennbaren Grund und gehe zum Fenster. Dabei trage ich so ein altmodisches Baumwollnachthemd, das mir bis zu den Füßen reicht.«

»So etwas hast du?«, entfuhr es Janice entsetzt, dann kicherte sie. Mina winkte nur ab. »Ich schaue aus meinem Fenster und ...« Sie zögerte. »Was siehst du?«

»Ich sehe unseren Garten, den dahinterliegenden Bach und die kleine Allee mit den Birken. Alles sieht genauso aus wie immer. Alles stimmt mit der Realität überein. Dennoch ist alles ... falsch.«

Janice nickte kurz, und Mina fuhr fort: »Ich meine, es ist Nacht und dennoch erkenne ich jeden Grashalm, als wäre es helllichter Tag.« Auf ihren Oberarmen bildete sich Gänsehaut. Unbewusst verschränkte sie die Arme vor der Brust, als sei ihr kalt. »Nun, auf jeden Fall steht dort jemand ... oder besser gesagt, *etwas*.« Sie lachte kurz auf und schüttelte vehement den Kopf. »Es ist albern, aber in meinem Traum sehe ich dort ein ... ein Einhorn! Es ist genauso, wie man es sich vorstellen würde. Sein leuchtender Schweif schwingt langsam hin und her, und seine Mähne glänzt blendend weiß im Mondlicht. Wie hypnotisiert von der Schönheit laufe ich aus dem Haus heraus, genau zu dem Wesen, und gerate so in eine Falle.«

»Was für eine Falle?« Mina schaute Janice direkt an. »Alles ist eine Falle, verstehst du? Das wird mir aber in meinem Traum erst zu spät bewusst. Die Schönheit des Einhorns macht mich blind für die Gefahr, die dort lauert. Ich gehe hin und will es berühren, dann passiert etwas! Etwas, was mich aus meiner Welt entrückt und mich in die Ewigkeit stürzt.«

Sie schwieg und starrte auf den Boden. Nach einigen Momenten erkannte Janice, dass die Erzählung hier endete. Aber ihr fiel einfach nichts ein, womit sie die entstehende Stille durchbrechen könnte. Sie blickte auf den Wecker neben dem Bett und schluckte. »Oh je, schon so spät.« Sie drehte sich zu Mina. »Bitte verstehe das jetzt nicht falsch, aber vielleicht sollten wir uns morgen nach der Schule noch einmal ausführlich über deinen Traum unterhalten. Wenn ich morgen wieder zu spät zum Unterricht erscheine, zieht mir meine Mutter die Hammelohren bis zur Zimmerdecke. Abgesehen davon gibt es sicherlich eine ganz normale Erklärung dafür, dass dir der Traum den Schlaf raubt.«

»Klar«, lachte Mina, »mein ganzes Leben ist eine *normale Erklärung!*« Die letzten zwei Wörter triefen von Sarkasmus. Sie schnaufte unwillig. »Ich habe manchmal das Gefühl, dass ich einfach nicht hierhergehöre.«

»Blödsinn!«, sagte Janice und verzog das Gesicht. »Jetzt komm mir nicht mit der armen-Waisenkind-Masche. Klar, du magst ja vielleicht nicht wissen, wo deine Wurzeln liegen, aber du bist schon als Baby in einer genialen Familie gelandet und bekommst jederzeit alles, was du willst. Was soll ich denn da sagen? Meine Mutter kann mit Mühe die Miete zusammenkratzen. Und du weißt, dass mein Vater sich verdrückt hat, als ich gerade acht Jahre alt war.«

»Du verstehst überhaupt nicht, worum es geht«, gab Mina zurück. »Du hast etwas, was ich nie besitzen werde: Deine Mutter liebt dich! Meine Eltern lassen mich ständig merken, dass es meine Pflicht und Schuldigkeit ist, ihre Zuneigung mit schulischen und beruflichen Erfolgen zu quittieren. Und das tue ich auch! Ihnen zuliebe. Und du? Deiner Mutter reicht es doch, wenn du einfach glücklich und gesund bist. Würdest du wirklich mit mir tauschen wollen?«

Janice zögerte. Was sollte sie darauf erwidern? Sie kannte ihre Freundin schon so viele Jahre, dass sie ihr Leben in- und auswendig herunterbeten konnte. Deshalb musste sie sich eingestehen, dass Mina recht hatte. Sie bekam so viel von ihren

Adoptiveltern: eine vorbildliche Berufsausbildung, ein wunderbares Auto, unbegrenztes Taschengeld, Auslandsaufenthalte und vieles mehr. Von all dem konnte ein normaler Teenager nur träumen. Aber Liebe? Na ja, das war sicherlich Auslegungssache.

Janice war die Richtung, die ihr Gespräch eingeschlagen hatte, unangenehm. Mina bemerkte es, nahm sich ein Herz und räusperte sich. »Ja, ich denke, du hast schon recht: Es ist echt spät geworden. Lass uns morgen noch mal reden.« Unverblümt erleichtert lächelte Janice. »Super! Und dann werde ich jedes Detail deines Traumes so lange mit dir auseinandernehmen, bis wir keine Rätsel mehr darin finden. Und dann wird es dir auch wieder besser gehen!«



Wenige Minuten später lief Mina eine leere Straße entlang. Kein Mensch war mehr unterwegs, weder zu Fuß noch mit dem Auto. Das kleine Dorf, das Mina ihr Zuhause nannte, wirkte das ganze Jahr über so, als läge es in einem Winterschlaf. Es lag inmitten eines Waldes, und die einzige Hauptstraße wurde nur von alten Straßenlaternen bewacht. Die wenigen Nebenstraßen erinnerten mit ihrer holprigen Pflasterung an die guten, alten Zeiten der Pferdefuhrwerke. Dazu passten die vielen Fachwerkhäuser, deren dunkles Balkenwerk gut sichtbar freigelegt war. Mina mochte das Dorf mit seiner friedlichen Schlichtheit, doch sie hatte am eigenen Leib auch erfahren, dass man als Kind in einem solchen Ort sehr schnell einsam werden konnte. Es gab hier niemanden, der im gleichen Alter war wie sie und Janice, was nicht der einzige Grund dafür war, dass sie beide zu Außenseitern geworden waren. Minas Adoptiveltern hatten vor gut zehn Jahren am Dorfrand ein großes, modernes Haus erworben, und für Zugezogene war es bekanntlich schwerer, enge Kontakte mit den seit Generationen verwurzelten Anwohnern zu knüpfen. *Einmal Fremde, immer Fremde*, so war es auf dem Land. Das zu durchbrechen, bedurfte großen Engagements in der Gemeinschaft und Geduld. Dass sich ihre Eltern allerdings durch die beruflichen Erfolge und ihren sozialen Stand für etwas Besseres hielten, machte die Sache nicht gerade leichter.

Minas Mutter, Henriette von Gabriel, war eine erfolgreiche Studienrätin, die mehr Zeit mit ihren Freundinnen aus der High Society-Szene verbrachte als daheim. Und Minas Vater, Karl von Gabriel, unterrichtete als medienpräsen-ter Geschichtsprofessor mit zwei Dokortiteln an den unterschiedlichsten Universitäten. Sie hatten beide stets ein zufriedenes und erfolgreiches Leben geführt, doch eigene Kinder waren ihnen verwehrt geblieben. So hatten sie sich für eine Adoption entschieden. Sie hatten Mina erstmalig als Zweijährige in einem Waisenhaus gesehen. Sie war im Alter von ungefähr sechs Monaten in einem Weidenkorb ausgesetzt worden, und außer einem weißen Kleidchen, einem silbernen Amulett und einem kleinen Holzschildchen mit ihrem eingravierten Namen hatte sie nichts bei sich gehabt. Keiner wusste etwas über ihre Herkunft, und das hatte sich bis heute nicht geändert. Der beste Hinweis auf ihre Vergangenheit war noch das kreisförmige silberne Amulett mit dem eingravierten Drachen, der beide Flügel spreizte und

seinem Betrachter kampfbereit entgegenzublicken schien. Doch die Betreiber des Waisenhauses hatten nie herausgefunden, was es mit dem Amulett auf sich hatte. Von einem befreundeten Juwelier erfuhren Minas Eltern später nur, dass dieses Schmuckstück einzigartig in seiner Verarbeitung und in der Hochwertigkeit des verwendeten Silbers war.

Im Gegensatz zu anderen kinderlosen Eltern hatten die von Gabriels kein Kind adoptiert, um eine Leere im Herzen zu füllen oder eine überschwängliche Liebe weiterzugeben, die ansonsten in Bitternis umgeschlagen wäre. Nein, für sie war ein Kind auf gewisse Weise eine Notwendigkeit gewesen, um das Idealbild einer erfolgreichen Familie zu vervollständigen. Nach außen waren sie perfekte Eltern und kannten jeden Kniff der Erziehung, doch im wahren Leben waren es das Au-pair-Mädchen, die Gouvernante und der Privatlehrer gewesen, die sich um Mina gekümmert, sie unterrichtet und getröstet hatten, wenn sie sich einmal ein Knie angeschlagen hatte: pädagogisch einwandfreies Personal, das dafür bezahlt wurde, für sie da zu sein. Nichtsdestotrotz waren die von Gabriels stets auf die vorbildliche Entwicklung des Kindes stolz gewesen. Sie liebten es eben auf eine andere, ganz eigene Art und Weise, die Mina respektierte, denn immerhin hatten die von Gabriels sie aus dem Waisenhaus herausgeholt und ihr alles geboten, damit sie ihren eigenen Weg gehen konnte. Mina wusste, dass sie es gut mit ihnen getroffen hatte. Dafür war sie eine Tochter, die gerne in der guten Gesellschaft vorgezeigt wurde und alle in sie gesetzten Erwartungen erfüllte. Mit der Zeit hatte sich so zwischen Mina und ihren Adoptiveltern ein pragmatisches, aber gutes Verhältnis entwickelt. Und das war sicherlich schon mehr, als andere elternlose Kinder erwarten durften. Dennoch fehlte ihr etwas: die Fürsorge und Liebe. Wenn Mina dagegen Janices Mutter beobachtete, wie sie mit ihrer Tochter umging, ihr gut zuredete oder mit ihr lachte und scherzte, bekam sie jedes Mal einen Stich ins Herz.

Mina blieb stehen. Vor ihr erhob sich das elterliche Haus, ein altes Herrenhaus, das umfangreich renoviert und modernisiert worden war. Sie betrat den breiten Hof, der links und rechts von dekorativen Grünstreifen flankiert dalag. Im Erdgeschoss und im ersten Stock brannte kein Licht mehr. Auch im Schlafzimmer ihrer Eltern und in dem mächtigen Arbeitszimmer – beides im zweiten Stock – war es dunkel. Das war Mina ganz recht so. Wenn keiner auf sie wartete, gab es auch keine unnötigen Fragen oder Diskussionen, warum sie noch immer ihre Zeit mit Janice Schneider verschwendete. Janice war aus der Sicht von Minas Eltern kein guter Umgang für sie. Was für eine Zukunft sollte die Freundschaft schon haben?

Auf dem Weg zur verglasten Haustür warf sie noch kurz einen Blick auf das zuletzt von ihrem Vater erhaltene Geburtstagsgeschenk: ein neues Mini Cooper Cabrio in Lightning Blue Metallic – ihre Lieblingsfarbe. Der Wagen stand unter dem Carport und glänzte, als ob der Lack den ganzen Tag lang poliert worden wäre. Mina schmunzelte verlegen und trat zur Haustür, steckte den Schlüssel leise ins Schloss und drehte ihn vorsichtig. Langsam schlich sie die Marmortreppe hinauf in den ersten Stock. Dort lag ihr Bereich: ein Schlafzimmer, ein kleines Arbeitszimmer und ein eigenes Badezimmer. Sie trat in das Schlafzimmer und zog die Vorhänge zu. In ihrem Kopf schossen viele Gedanken durcheinander, wie sie es so oft taten. Aber so war sie eben. Janice sagte ihr ständig, dass sie viel zu viel über Gott und die Welt nachdachte und sich stattdessen lieber – als schönes Mädchen, das sie ja schließlich

war – mit Jungs beschäftigen sollte. Mina enthielt sich meistens einer Antwort. Wer brauchte schon Jungs, wenn man eine wirklich gute Freundin hatte?

Sie glitt lautlos ins Bad. Kurz darauf lag sie mit einem Pyjama bekleidet im Bett. In Gedanken hörte sie noch, wie sie Janice von ihrem Traum erzählte. Dem Traum, der in den letzten Nächten jedes Mal auf sie wartete, wenn sie einschlief, über sie kam und sie in seinen Fängen hielt. Sie erwartete nicht einmal mehr, dass sie etwas anderes träumen würde.

Widerwillig, aber erschöpft, schlief sie ein.

Mina kniete vor dem Fabelwesen nieder, Tränen liefen ihr über die Wangen. Der Anblick des Einhorns war so fesselnd, dass er ihr schon fast körperlichen Schmerz bereitete. Kein Wort war stark genug, um diese Schönheit zu beschreiben. Langsam, fast unmerklich, streckte sie die Hand aus. Sie wollte dem Tier über die Nüstern fahren, doch da grollte es hinter ihr. Etwas geschah ... wieder einmal.

Sie drehte sich ruckartig um. Die ganze Landschaft hatte sich verändert. Nichts erinnerte mehr an die grüne Wiese hinter dem elterlichen Haus, auf der sie in Kindertagen so oft gespielt hatte. Zwar waren die Wiese und der an der Seite entlangplätschernde Bach noch vorhanden, doch hier gab es nichts Friedvolles mehr. Das schmale Bächlein, das sie normalerweise einfach aus dem Stand heraus überspringen konnte, war einer unüberwindbaren Schlucht gewichen, an dessen Grund ein reißender Fluss zwischen spitzen Felsen dahinrauschte. Die jungen Birken, die den Bach ansonsten schweigsam links und rechts bewachten, waren zu uralten, knorrigen Bäumen verzerrt, deren Stämme ein ausgewachsener Mann nicht hätte umgreifen können. Aus der gepflegten Graslandschaft war ein unzugängliches, unebenes Gelände geworden, das von Dornenbüschen und spitz zulaufenden Steinbrocken übersät war. Von Minas Haus und dem restlichen Dorf war nichts mehr zu sehen.

Mina wandte sich wieder zu dem Fabelwesen, doch es war verschwunden. Sie war alleine. »Nein, nicht schon wieder!«, brüllte sie in die schallende Leere ihres Traumes hinein. »Ich will zurück nach Hause! Ich gehöre nicht hierher!« Doch es kam keine Antwort, und einen Weg zurück sah sie auch nicht.

Sie fühlte sich beobachtet. Angst griff nach ihrem Herzen, raubte ihr den Atem. Sie lief los, weg vom Abgrund, weg von dem Ort, wo ihr Elternhaus hätte stehen müssen.

Auf einmal stand eine schemenhafte Gestalt vor ihr. Sie erkannte kein Gesicht, doch der Umriss gehörte zweifelsfrei zu einem Mann. Ohne den Fremden weiter zu beachten, schlug sie wie ein Hase einen Haken und lief in die andere Richtung. Doch nach wenigen Metern stand die schattenhafte Gestalt wieder vor ihr. Wie konnte der Mann sich so schnell bewegen? Hatte sie ihn rennen sehen? Nein. Erneut wechselte sie die Richtung, und erneut stand er kurz darauf vor ihr und versperrte den Weg. Minas Angst steigerte sich zur Panik, und sie sah keinen anderen Ausweg mehr. Sie atmete noch einmal tief durch und lief dann wieder los, weg von ihrem Verfolger. Ihre Schritte hämmerten in den nassen Untergrund, und sie nahm allen Mut und alle Kraft zusammen, als sie sich zu einem verzweifelten Sprung abstieß.

Eigentlich wusste sie, dass sie die andere Seite der Schlucht nicht erreichen konnte, hatte es in ihren Träumen noch nie geschafft, aber ihr Herz befahl ihr, es

dennoch zu versuchen. Warum auch nicht? Vielleicht würde es dieses Mal gelingen. Doch inmitten des Sprungs merkte sie, dass sie von irgendeiner unbekanntem Kraft zurückgehalten wurde. Ein kurzer Blick nach unten zeigte ihr, dass ihr Sprung sie kaum vorangetragen hatte, aber dennoch weit genug, dass nur der gähnende Abgrund unter ihr wartete. Den unausweichlichen Tod vor Augen, griff sie blitzschnell nach hinten und erhaschte mit einer Hand das Ende einer riesigen Wurzel. Ihr Körper klatschte gegen die feuchte Seitenwand. Schlammige Erde löste sich unter ihrem Gewicht. Ihre Kleidung saugte den Schlamm förmlich auf und ließ sie noch schwerer werden. Wie oft sie den Traum auch schon gehabt hatte, jedes Mal war er so beängstigend, als sei es das erste Mal. Doch gleich war es vorüber. Jetzt war die Zeit gekommen, in der sie normalerweise aufwachte. Es konnte nicht mehr lange dauern, dann wäre sie in Sicherheit, dann läge sie wieder in ihrem Bett und der Albtraum war vorbei.

Mina blickte an sich herunter. Die schäumenden Wassermassen weit unten am Grund der Schlucht erwarteten sie mit einer Gewissheit: Einen Sturz würde sie nicht überleben. Aber zu dem Sturz war es noch nie gekommen.

Da schlich sich eine neue Erkenntnis in Minas Verstand: Heute Nacht war etwas anders, heute Nacht trug sie nicht das fremde, altmodische Nachthemd. Nein, heute Nacht trug sie ihren Pyjama. Sie schaute nach oben zum Rand des Abgrundes, den sie so leichtsinnig hatte überspringen wollen. Was war das? Sie spürte den einschneidenden Schmerz der Wurzeln in der Hand. Auch schmeckte die Luft feucht vor nasser Erde, die sich unter den alten Baumwurzeln hervordrückte. Schmerz? Geruch? Das war neu. Was hatte das zu bedeuten?

Der Schatten des Verfolgers erschien über ihr am Rand der Schlucht. Da wurde es Mina bewusst: »Oh mein Gott«, hauchte sie kaum verständlich. Das Rauschen der Wassermassen weit unter ihren nackten Füßen übertönte fast jedes Geräusch. »Das ... das ist kein Traum, nicht wahr?« Ihr Herz raste. »Das ist kein Traum!«, brüllte sie plötzlich hysterisch. Mit weit aufgerissenen Augen suchte sie mit der freien Hand in der feuchten Erde nach irgendeinem Halt. Erfolglos.

Die Umrisse des Fremden zeichneten sich deutlicher ab. Sie stöhnte auf und starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Eine Zeit lang schaute er nur wortlos zu hier hinab.

»Wer bist du?« Der Fremde schwieg. Mina hatte zum ersten Mal in ihrem Leben Todesangst. Auch wenn es ihr Bewusstsein zuerst nicht zulassen wollte, so zweifelte sie nicht mehr daran, dass die Geschehnisse in die Realität übergegangen waren. Entweder das, oder sie war verrückt geworden.

Langsam ließ sich der Fremde auf die Knie herab, beugte sich noch tiefer und streckte sich ihr entgegen. Mina zögerte. Sie wollte fort, doch wohin? Es gab nur zwei Wege: Der eine führte in die tödliche Tiefe, der andere direkt in die Arme des Mannes, vor dem sie die ganze Zeit in Panik geflohen war. Nein, das war keine Wahl, es gab nur einen Weg, den sie gehen konnte. Sie riss sich zusammen und streckte die Rechte nach dem Unbekannten aus.

Er packte sie, stemmte sich gegen ihr Gewicht und half ihr mit einigen geübten Griffen nach oben. Schwer atmend und am ganzen Körper zitternd, glitt sie ins

feuchte Gras. Zögerlich hob sie den Kopf. Der Angst einflößende, düstere Umriss hatte jetzt ein Gesicht erhalten, und das lächelte sie steif an.

»Wer bist du?«, wiederholte Mina. »Ich bin derjenige, der dich zu deiner Bestimmung führen wird.« Seine Stimme hatte einen angenehmen Klang, dennoch verstand sie den Sinn der Worte nicht. Ihre Hände und Arme schmerzten entsetzlich, ihr Pyjama war feucht vor nasser Erde, und die langen Haare klebten ihr strähnig am Kopf. Resigniert hob sie die Augenlider und blickte sich um. Die Luft wog schwer vor Feuchtigkeit. Wildes und düsteres Wasserrauschen drang aus den Tiefen des Abgrundes an ihr Ohr. Verdrehte Äste uralter Birken ragten bis zum Erdboden und erinnerten an lange Finger, die so aussahen, als wollten die Bäume damit aus eigener Kraft ihre Wurzeln ausgraben, um der Welt zu entfliehen. Die ganze Umgebung wirkte kalt und abweisend, als hätte Mina sich in einer sternlosen Nacht in einer düsteren Sumpflandschaft verlaufen. Der Garten ihrer Eltern war nirgends zu entdecken.

Sie starrte ihr Gegenüber an. So Angst einflößend sah der Fremde jetzt gar nicht mehr aus. Weit auseinanderstehende Augen blickten neugierig zu ihr, und dünne Lippen zeigten ein verkrampftes Lächeln. Er war gut 1,85 m groß, und nussbraunes Haar hing ihm zottelig in die Stirn. Seine Kleidung – eine enge Wildlederweste, ein darunter liegendes, weit geschnittenes Baumwollhemd und Wildlederhosen, die in stabil aussehenden Lederstiefeln endeten – war vollkommen in schwarz gehalten. Wohlgeformte Muskeln zeichneten sich unter den Ärmeln ab. Die Finsternis, die er damit zur Schau trug, bildete einen starken Kontrast zu seiner hellen Haut. Alles in allem war er jedoch ein sehr ansehlicher Geselle, der nicht viel älter als sie sein konnte.

Er räusperte sich. »Mein Name ist Nirvan, und ich bin gekommen, um dich zu holen.«

Mina war wie versteinert. Was sollte sie antworten? Sollte sie fortlaufen? Nein, in ihren Träumen war dies nie von Erfolg gekrönt gewesen, immer hatte es an der Wurzel über dem Abgrund geendet.

»Ich glaube nicht, dass ich ...«, sie zögerte kurz, bevor sie selbstsicherer weitersprach: »Ich will nicht mit dir gehen. Ich kenne dich ja nicht einmal. Abgesehen davon verstehe ich nicht, was hier geschieht!« Ihre Zunge lag so schwer in ihrem Mund, dass sie nicht weitersprechen wollte.

Nirvan zog verwundert die linke Augenbraue hoch. »Sie meinte aber, dass du ohne Widerstand mitkommen würdest. Abgesehen davon kann ich dich auch ohne dein Einverständnis mitnehmen, wenn es sein muss. Ich habe Kräfte, die dir keine Wahl lassen werden, wenn du darauf bestehst.«

Der Tonfall gefiel ihr nicht. Lag da eine Drohung in seiner Stimme? Nein, es war eher eine Feststellung, als ob er es gewohnt war, Menschen gegen ihren Willen zu verschleppen.

»Wen meinst du denn mit *sie*?«

»Meine Herrin natürlich, die weiße Regentin.« Er blickte sich misstrauisch um. »Wir sollten gehen. Ich weiß nicht, wie lange ich meine Fähigkeiten hier noch wirken lassen kann. Abgesehen davon scheinst du zu frieren.«

»Es ist Juni, wie kann ich da frieren?«, fragte Mina aus reinem Protest und versuchte, ihr Zittern zu unterdrücken.

Nirvan machte ein amüsiertes Gesicht. »Die hier ehemals vorherrschende Jahreszeit ist meiner Macht gleichgültig. Wenn ich es will, dann schneit es auch im August und im Winter erblühen die Narzissen. Das Beste, das ich jedoch hier mit meinen Kräften erschaffen konnte, ist diese etwas unfreundlich geratene Landschaft. Und darin wollen wir deinen zarten Körper ja nicht allzu lange belassen, oder? Nachher nimmt er noch Schaden und ich bekomme Ärger.«

»Wohin willst du mich bringen?«, fragte Mina. »Komm jetzt, mit der Zeit wirst du es verstehen«, sagte er energischer und ergriff ihre Hand. Ohne eine Antwort abzuwarten, zog er sie auf die Füße. Er ließ sie los, drehte ihr den Rücken zu und ging mit ruhigen Schritten davon. Unsicher stolperte Mina ihm barfüßig hinterher. Tausend Widerworte sprangen ihr im Kopf umher, doch keines bekam sie zu fassen. Etwas lenkte sie gegen ihren Willen, lähmte ihre Zunge und ihren Verstand. So einfach wollte sie es ihm aber nicht machen. Mit zunehmender Entschlossenheit wehrte sie sich gegen den Sog des Fremden. Er schien es zu bemerken, seufzte und blieb stehen. »Gut, junge Dame. Das Weltentor ist nur eine begrenzte Zeit geöffnet, und wir müssen uns wirklich beeilen. Du hast ja nicht die geringste Ahnung, welche Kräfte wir hier in Bewegung gesetzt haben, um dich zu holen. Also stell dich nicht so stur und mache mir die Arbeit ein wenig leichter.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, legte er eine Hand auf Minas Stirn und murmelte ein paar unverständliche Worte. Sie klangen merkwürdig fremd in ihren Ohren, als ob sie sich in einem hallenden Saal befinden würde, dann war da nichts mehr. Von einer Sekunde auf die andere war ihr Geist klar und leer, völlig leer. Keine Widerworte, keine Gegenwehr und keine Fragen mehr, nicht einmal ein Funken eines eigenen Willens. Ab da lief sie treu neben dem Fremden her. Er beschleunigte seine Schritte. Die zerklüftete Landschaft verschwand wieder in der Ewigkeit, und die normalen Häuser und menschenleeren Straßen von Minas Heimatdorf wurden sichtbar. Selbst das drohende Grollen der Wassermassen in der Tiefe der Schlucht war verklungen. Niemand war auf der Straße, der sie hätte sehen können. Niemand war da, der Mina hätte helfen können, und wenn ihr Geist nicht so leergefegt gewesen wäre, hätte sie wohl panische Angst gehabt.

Nirvan wurde langsamer. Direkt vor ihnen bildete sich ein heller Lichtkegel, der immer breiter wurde, bis er zu einer Art Tor geworden war. Mina sah das Licht, dachte aber nicht darüber nach. So akzeptierte sie willenlos, dass Nirvan sie zu dem Durchgang führte, sie kurz anblickte und dann mit sich hinein zog.

Gleißende Helligkeit! Alles um Mina herum war plötzlich blendend hell, dann fiel sie. Am Anfang nahm sie den Fall wie in Zeitlupe wahr, doch schnell gewann ihr Körper an Geschwindigkeit. Schrecken umklammerten ihr Herz, und urplötzlich war ihr Kopf wieder klar. Ihre Gedanken gehorchten ihr wieder, doch nur, um ihr unglaubliches Grauen zu vermitteln. »Wir fallen!«, schrie sie hysterisch. Sie spürte schneidende, kalte Luft, die an ihrem verdreckten Pyjama und an ihren feuchten Haaren zerrte. Immer schneller und immer tiefer stürzte sie in die Leere ...



Kapitel 2: Alte und neue Freunde

Am nächsten Morgen

Janice kletterte aus dem Bett. Sie hatte wunderbar geschlafen, obwohl sie normalerweise bei Vollmondnächten mit Schlafproblemen kämpfte, und letzte Nacht hatte der Vollmond besonders hell geschienen – das hatte sie vor dem Einschlafen noch gesehen. Sie blickte aus dem Fenster. Obwohl die Sonne noch nicht aufgegangen war, war es schon recht hell. Nach dem wolkenlosen Himmel zu urteilen, würde es heute warm werden, was sie dazu veranlasste, ein kurzes Sommerkleid aus dem Schrank hervorzukramen.

Eine halbe Stunde später befand sie sich auf dem Weg zum Schulbus. Sie mochte den Bus nicht, wusste aber, dass sie auch nicht mehr allzu lange auf ihn angewiesen sein würde. Gott sei Dank würde sie im nächsten Jahr die Schule abschließen. Länger hätte sie es dort auch nicht ausgehalten. Was Mina am Lernen so toll fand, hatte sie nie verstehen können. Mina ging an eine etablierte Privatschule, die deutlich sauberer und ordentlicher war als ihre, aber am Ende war jede Art von Schule doch nur eine Variante des Zeittotschlagens. Janice schüttelte sich. Nein, wenn sie mit der Schule fertig war, würde sie sich schnellstmöglich eine Arbeit suchen, da war sie sich sicher.

‘*Mina hat es gut*’, überlegte sie verdrossen. ‘*Über einen Job muss sie sich keine Gedanken machen.*’

Sie konnte die Haltestelle schon sehen und erinnerte sich sehnsüchtig daran, dass Mina einen Führerschein und ein Auto hatte, weswegen sie sich nicht mit dem Busfahrer und den schreienden Kindern aller Altersklassen herumschlagen musste. Als sie gemütlich an dem großen Hof der von Gabriels vorbeisritt, fiel ihr Augenmerk auf den Mini Cooper. Sie blieb stehen. Mina hätte schon weg sein müssen. Ihre Freundin war stets pünktlich. Ob sie krank war? Janice schaute auf die Uhr des Kirchturmes. Etwas Zeit blieb noch, bis der Bus kam. So überlegte sie nicht länger und öffnete das geschwungene Hoftürchen. Kurz darauf stand sie vor der ebenholzfarbenen Haustür mit den milchfarbenen Glaseinsätzen und klingelte. Der Klingelton erklang tief und schallend, er passte perfekt zu dem Bild, das sich Janice von Minas Eltern gemacht hatte: edel und extravagant.

Schritte näherten sich. Ein Schatten schimmerte durch das dicke, verschwommene Glas in der Mitte der Eingangstür, dann öffnete Henriette von Gabriel die Tür. »Einen schönen guten Morgen, Frau von Gabriel«, sagte Janice höflich. Die ältere Frau zog fragend eine Augenbraue nach oben, was die zierliche Brille auf ihrer Nase leicht anhob. Sie musterte das Mädchen verwundert. Ihr schweigendes Zögern gab Janice das Gefühl von Minderwertigkeit. Janice räusperte sich, was Henriette von Gabriel aus ihrem nachdenklichen Gesichtsausdruck herausriss. »Janice Schneider, wenn ich mich richtig erinnere, nicht wahr? Was kann ich denn für Sie tun?«, fragte sie distanziert.

Janice verzog irritiert das Gesicht. *Janice Schneider* nannte Minas Mutter sie doch nie. Warum war sie so förmlich? Gut, sie wurde hier nicht gerne gesehen, aber so eine abweisende Begrüßung?

»Ähm, ja. Ich wollte Sie und Ihren Mann nicht stören, aber ich habe Minas Wagen noch im Hof stehen sehen, und da wollte ich fragen, ob sie vielleicht krank ist.«

Schweigen.

Henriette von Gabriel neigte sich nach hinten, ihre Augen verengten sich. Die zwei Frauen – die eine jung und unerfahren, die andere kulturell bewandert und erfolgreich – starrten sich an. Es schien, als warte jede darauf, dass die andere etwas sagte, aber keine tat es. Ein wenig hilflos zeigte Janice dann auf den Mini Cooper unter dem Carport. Frau von Gabriels Blick folgte der ausgestreckten Hand, dann schaute sie wieder zu Janice.

»Junge Frau«, begann sie ein wenig stockend, »ich weiß zwar nicht genau, was das zu bedeuten hat, aber der Kleinwagen gehört mir und keiner ... *Mina*.«

Den Namen Mina brachte sie mit einem solchen Unwillen über die Lippen, dass es Janice erschreckte. Es war fast so, als empfinde sie den Namen als *unrein*.

»Mina«, wiederholte Janice, »ihre Tochter.« Sie zögerte. »Mina eben ... Sie erinnern sich?«

Eigentlich hatte Janice diesen Satz auf eine humorvolle Art und Weise hervorbringen wollen, aber irgendwie klang es sogar in den eigenen Ohren merkwürdig. »Wenn das ein schlechter Scherz sein soll, dann ist er wirklich absolut humorlos. Mein Mann und ich haben keine Kinder.« Frau von Gabriel schwieg kurz, dann fügte sie hinzu: »Ich denke, Sie sollten nun gehen. Dennoch werde ich heute Nachmittag mal ein klärendes Gespräch mit Ihrer Mutter führen. Auf so eine Art von Schabernack kann ich wirklich verzichten!« Sie schnaufte und schlug die Tür vor Janices Nase zu. Zurück blieb ein junges Mädchen, das nicht verstand, was gerade geschehen war. Frau von Gabriel konnte doch nicht ihre einzige Tochter vergessen haben.



Kleine, schrumpelige Beine trugen den Boten durch majestätisch wirkende Gänge. Schwarze Steinverkleidungen mit verschnörkelten Mustern aus eingelassenem Silber verzierten die Wände. Ab und zu unterbrachen nachtfarbene Samtvorhänge die steinerne Fläche, um den Lichteinfall durch die spitz zulaufenden Fensterbögen, die vom Boden bis fast zur Decke reichten, zu verhindern. Die Helligkeit des Tages war hier nicht erwünscht, zudem hielten die schweren Stoffe den Wind und das Wetter fern. Nur ein Mal im Frühjahr, wenn die ganze düstere Festung vom kleinsten Kiesel im tiefsten Verlies bis hoch zum obersten Balken im spitzesten Turm gereinigt wurde, zog man jeden Vorhang auf und ließ das Licht mit all seiner Stärke hinein. In diesen seltenen Tagen wogte – im Gegensatz zum Rest des Jahres – das Leben und die Energie in der Festung Crudus Cor.

Der graugrünhäutige Mann tippelte schnell durch einen Torbogen, der ihn in einen riesigen Saal führte. Unwillkürlich verlangsamten sich seine Schritte, bis er zum Stillstand kam. Er blickte sich um. Dunkle Rundsäulen säumten links und rechts den Weg zur Mitte des mächtigen Saales. Wie jedes Mal machte ihn allein der Anblick sprachlos. Der Audienzsaal diente nicht nur der Repräsentation, oh nein. Seine Größe war auch notwendig, um seinem Herren ausreichenden Platz zu bieten. Die Decke war so hoch, dass der kleine Mann die Zeichnungen und Schutzrunen, die weit oben

unter der Decke angebracht waren, nicht genau ausmachen konnte. Die Breite des Saals konnte er gerade noch erfassen, aber die Länge? Das Ende des Audienzsaals verschwand irgendwo in der Finsternis, die durch die schwarzen Marmorplatten an den Wänden noch intensiver war. Es war fast so, als stünde er vor einem Abgrund, der nur darauf wartete, ihn zu verschlingen. Zudem verhinderte die Farbgebung der Wände jedes Gefühl für Entfernung und Tiefe.

Der Bote blickte nach links. Er befand sich noch in der Nähe der Eingangspforte. Nur wenige Schritte von ihm entfernt stand etwas, das nicht in das Bild des edlen Audienzsaals passte: ein alter Steinbrunnen. Mit einem Durchmesser von gut drei Metern wirkte er, als habe ihn jemand dort vergessen. Wie tief der Brunnenschacht hinunterreichte, wusste niemand. Wer ihn erschaffen hatte und warum, war auch nicht bekannt. Aber jeder war der Meinung, dass der schlichte Brunnen, für den offenbar grobe Feldsteine verwendet worden waren, einfach nicht hierhergehörte. Er stach aus dem Bild des dunkel gehaltenen Prunks vollkommen fremdartig hervor. Was der Monarch mit einem solch minderwertigen Gebilde in seinem Audienzsaal wollte, war ein Rätsel, aber es gab Gerüchte darüber, dass manch ein ungebetener Gast dort in den Tiefen „verloren gegangen“ sein sollte. Vielleicht war das ja der einzige Zweck des Brunnens, denn eine Halterung für einen Wassereimer gab es nicht.

Der Bote hatte keine Zeit, länger über das eigenartige Gebilde nachzudenken. Langsam setzte er einen Fuß vor den anderen, immer tiefer in den Saal hinein. Weiter hinten hingen schwere Wandvorhänge bis zum Boden, auf denen Drachen im Kampf mit Menschen, Elben oder anderen Kriegerern zu sehen waren – die Drachen hatten stets die Oberhand. Mannsgröße, schwarzlackierte Kerzenständer mit unzähligen flackernden Kerzen standen an den Wänden, die einzige Lichtquelle in dem Saal. Tageslicht gab es hier nicht, da jeder Fensterbogen zugemauert worden war. In der Mitte des Saals stand, einem kalten, toten Herzen gleich, ein Thron aus Onyx. Im Verhältnis zu allen anderen Gegenständen in dem Saal war er riesengroß. Über ihm befand sich eine gläserne Kuppel, die mit schwarzen Stoffbahnen verhängt worden war. Das Licht des Tages konnte man hier nur erahnen.

Der kleine Mann schluckte. Noch hatte er seinen Gebieter nicht entdeckt. Vorsichtig ging er weiter. »Mein Herr?«, stieß er unbeholfen und viel zu leise hervor. Keine Antwort.

»Mein Herr?«, versuchte er es lauter. Seine verzerrte, helle Stimme schallte von den Wänden und dem Deckengewölbe zurück. Er schüttelte sich. Die kleinen Härchen auf seiner Haut stellten sich auf. Langsam zweifelte er daran, dass sich sein Herr und Meister überhaupt hier aufhielt. Da vernahm er schwere, schlurfende Schritte. Ihm stockte der Atem. Unerwartet nah verspürte er einen warmen Lufthauch von hinten über seinen Körper streichen. Er schluckte. Ein zweiter, noch wärmerer und noch stärkerer Lufthauch überflutete ihn. Ohne den Kopf zu bewegen, wendete er den Blick so weit wie möglich nach hinten. Das Weiß in seinen Augen erstrahlte hell. Ein erneuter schwerer Schritt war zu hören, an ihm vorbei und weiter fort. Ein schuppenbewehrter Körper schob sich in sein Blickfeld und glitt zum Thron. Der kleine Mann merkte jetzt erst, dass er die Luft angehalten hatte. Eilig atmete er aus. *Sein Herr* war anwesend.

Fast geräuschlos wandte sich das mächtige Wesen um sich selbst und glitt auf seinen Thron. Kleine Rauchschwaden drangen aus seinen Nüstern, tiefschwarze Pupillen musterten den kleinen Boten aufmerksam. Dieser fühlte sich von dem Schweigen fast erdrückt, dann erbarmte sich sein Gebieter. »Was gibt es, Dustersteinkobold? Sprich!«

Die Stimme donnerte wie ein Orkan. Der Angesprochene zuckte zusammen. Ja, was war es, was ihn hierher und somit in Lebensgefahr gebracht hatte? Was war es doch gleich, was er berichten sollte?

»Mein Clanführer schickt mich, mein Herr. Ich soll Euch ausrichten, dass die alte Schamanin eine ungewöhnliche Schwingung im magischen Gefüge wahrgenommen hat.«

‘So ist es gut’, dachte sich der Dustersteinkobold, ‘ruhig die Botschaft überbringen und dann schnell gehen. Das verlängert mein Leben.’

Die Nachricht war ausgesprochen, und mit ein wenig Glück würde er den Saal lebend verlassen können. Das schafften die meisten Boten mit schlechten Neuigkeiten nicht. Aber war seine Nachricht denn eine schlechte Neuigkeit? Die riesige Kreatur blickte ihn reglos an und machte keine Anstalten, ihn zu entlassen. Im Gegenteil, ruckartig schnellte der schuppige, nachtschwarze Körper mit einer Wendigkeit hoch, die man ihm bei seiner Größe nicht zugetraut hätte.

»Die Schamanin? Die Runenhexe der Dustersteinkobolde lässt das ausrichten?«, fragte sein Herr zischend. Eine lange, gespaltete Zunge war für wenige Augenblicke sichtbar. Der Bote zog unwillkürlich den Kopf ein und begann am ganzen Körper zu zittern. Wenn man es genau betrachtete, war er – ein normal ausgewachsener Mann seines Clans – so groß wie eine einzelne Kralle an der Klaue seines Gebieters.

»Ja, mein Herr!«, bestätigte er eifrig. »Mein Clanführer meinte, dass die Runenhexe ganz aufgeregt gewesen sei. Solche Schwingung seien ihr seit fast zwei Jahrzehnten nicht mehr untergekommen. Es sei ein deutliches Zeichen dafür, dass jemand zwischen den Welten reist.« Er stockte kurz. »Das sagt zumindest mein Clanführer.«

»Zwischen den Welten reisen ... « Eine krallenbewehrte Klaue klammerte sich um die steinerne Armlehne, doch dann lockerte sich der Griff. Der mächtige Körper entspannte sich und sank zurück in den Thron.

»Gut, kleiner Kobold. Kehre zurück zu deinem Clanführer und sage ihm, dass ich ihn sehen will. Ich habe eine ganz besondere Aufgabe für ihn.«

Der kleine Mann lächelte erleichtert, verneigte sich eifrig und ging rückwärts aus dem Saal, ohne jedoch zu vergessen, seine Verbeugung noch mehrfach zu wiederholen. Sein Gebieter blieb alleine in dem überdimensionalen Thronsaal zurück. Ein dünnes Lächeln stahl sich auf die breiten, schwarzen Lippen und entblößte rasiermesserscharfe Zähne von der Länge eines menschlichen Unterarms. »Zwischen den Welten«, wiederholte er kaum hörbar. »Wer wird wohl dazu fähig sein?« Sein schwarzer Blick verriet, dass er eine feste Vorstellung von der Antwort darauf hatte.



Es hämmerte in Minas Kopf. Ihre Augen waren geschlossen, dennoch drehte sich alles. Wie viel Zeit war vergangen? Langsam wurde sie wieder Herr ihrer Sinne. Die Umrisse eines Sees in der Tiefe, die rasend schnell näher kamen, waren das Letzte, von dem sie noch wusste. War sie in den See gestürzt? An einen Aufprall konnte sie sich nicht erinnern.

Ihr Körper fühlte sich unendlich schwer und steif an. Ihre Augenlider hatten noch nicht die Kraft, sich zu heben. Gedämpft hörte sie das Gezwitscher von Vögeln. Ein erfrischender Duft drang in ihre Nase. Er versprach den Anblick von einem gesunden, grünen Mischwald, von saftigen Pilzen und süßen Blüten. War so das Leben nach dem Tod? Wenn ihr Körper nur nicht so schmerzen würde ...

Angenehme Kühle benetzte ihre Stirn.

»Schau, ihre Lider haben gezuckt, wirklich«, erklang eine helle, quiekende Stimme. Mina stöhnte auf.

»Ja, du hast recht«, erwiderte ein zweiter Sprecher. Seine Stimme klang zart und rein wie ein plätschernder Frühlingsbach. Mina versuchte ihre Stirn zu berühren. Nur einmal über ihre Schläfen fühlen, ob sie tatsächlich noch lebte.

»Langsam, Mädchen, du bist noch sehr geschwächt.« Da war wieder die besänftigende, zweite Stimme. Noch nie hatte sie derartig klingende Wörter gehört. Eine weiche Hand unterstützte die Worte, indem sie sich leicht wie ein Schmetterling um Minas Handgelenk legte und sie zurückhielt.

»Wer ...«, begann sie verunsichert. Ihre Kehle schmerzte. »Wasser ...«

»Wasser?«, fragte quiekend der erste Sprecher und lachte dabei. »Klar, darauf hätten wir auch alleine kommen können, nicht, Zados?«

»Rede nicht, dummer Kerl, sondern mach dich lieber nützlich. Bring ihr etwas zu trinken.«

Mina spürte, wie sich ihr Brustkorb langsam, aber regelmäßig hob und senkte. Vorsichtig löste sie die Hand aus dem Griff des Fremden und tastete nach ihrem Gesicht. Dort lag ein feuchtes Stofftuch. Sie zog es fort. Selbst durch die geschlossenen Lider bemerkte sie, wie es um sie herum deutlich heller wurde.

»Hier ist dein Wasser, junge Menschenmaid.« Mina sammelte sich und öffnete die Augen. Die ersten Lichtfunken stachen wie Nadeln, doch Stück für Stück erkannte sie die Umrisse einer vornübergebeugten Person. Sie erblickte einen Mann, dessen weiche Gesichtszüge von hellgoldenem, schulterlangem Haar umgeben waren. Er lächelte. Mina blinzelte. Etwas stimmte nicht mit ihm, doch was war es?

»Willkommen zurück.« Voller Ehrerbietung neigte er sein Haupt und schloss die etwas zu groß geratenen, schmalen Augen. Mina betrachtete ihn genauer. Auf einmal fielen ihr die langen, spitzen Ohren auf, die aus seiner Haarpracht hervorstanden.

»Ein Elf!«, stöhnte sie ungläubig. Er öffnete die Augen wieder, und zwei smaragdgrüne Abgründe blickten ihr entgegen. Für einen Herzschlag kam es ihr vor, als sehe sie darin die Tiefen der Wälder, mystisch geschwungene Bäume und seltene Tierarten. Sie entdeckte die Seele eines ganzen Waldes in ihnen, und für ein paar Herzschläge wollte sie nie wieder etwas anderes sehen als diese Augen.

»Nirvan hat uns schon viel von deiner Welt erzählt. Daher weiß ich auch, dass es dort Geschichten über mein Volk gibt, auch wenn es sich dabei nur um erfundene

Mythen handelt. Hier, in meiner Welt, nennen wir uns *Elben*, nicht Elfen«, erklärte er und neigte den Kopf zum Gruß.

»Ein Elb«, berichtigte sie sich leise. Sie konnte es nicht glauben. Da wurde sie sich der Person bewusst, die hinter dem Elben auf und ab sprang. Ihr Herzschlag beschleunigte sich.

»Lass mich sehen, Zados. Ich will sie sehen!« Mina zuckte erschrocken zusammen und richtete sich auf. Doch noch im gleichen Moment bereute sie die schnelle Bewegung. Dumpfer Schmerz schoss durch ihre Schläfen, sie fasste sich an die Stirn und sank vorsichtig zurück. Zados, denn das war wohl der Name des Elben, warf einen erzürnten Blick über die Schulter. »Wieso versuchst du nicht, deinen kleinen Verstand einzusetzen, und lässt ihr etwas Zeit, Nexus? Denkst du, sie hat so etwas wie dich schon einmal gesehen?«

»Na und? So etwas wie dich kennt sie ja auch nicht«, erwiderte er quiekend. Das Wesen war klein wie ein Kind und trotzdem zweifellos erwachsen. Es war nur gut einen Meter hoch und seine Haut war grün, grasgrün. Langes, zotteliges Haar in einem dunkleren Grünton hing über seine schlaksigen Schultern, und zwei spitzzulaufende Ohren, die leicht zuckten, ragten aus seinem Haarschopf hervor. Schwarze, tellerrunde Augen und eine lange und mächtige Nase ließen den munteren Gesellen eher lustig als Angst einflößend erscheinen. Seine Füße waren unnatürlich groß – was wohl auch der Grund dafür war, warum er keine Schuhe trug –, und im Gegensatz zu seinem wilden Aussehen wirkte seine Lederkleidung besonders fein verarbeitet. Ein filigraner Dolch in seinem Gürtel rundete das Erscheinungsbild ab. Der breit grinsende Zeitgenosse war das fremdartigste Wesen, das Mina je zu Gesicht bekommen hatte.

»Wer seid ihr?«, fragte sie undeutlich. »Was seid ihr?«, fügte sie lauter hinzu.

Der schlanke Elb stand auf, nur um sich danach in Vollendung leicht zu verneigen. Das Grün seiner Augen ließ sie dabei nicht los. »Mein Name ist Zados Eos van Da'ana aus dem königlichen Hause der Wanderelben. Die meisten nennen mich jedoch nur Zados. Und mein kleiner Begleiter hier«, er zeigte auf die grünhäutige Gestalt, »ist Nexus, ein Waldkobold aus dem Hause der Steinkobolde, einer Unterart der ehrwürdigen Waldkobolde aus Orcus, dem Düsterland.«

»Erdsteinkobold«, berichtigte Nexus murrend. »Aber Waldkobold tut es auch, wirklich. Wir sind ja keine solchen Haarspalter, wie die meisten Elben es sind. Bis auf Zados besteht fast jeder auf seinen vollständigen Titel, bis hin zu seinen Ur-Ur-Ur-Ahnen, ts ts ts.«

Zados schenkte ihm ein breites Grinsen. »Auch wenn er nicht von einer regierenden Blutlinie abstammt, versichere ich dir, dass du ihm vertrauen kannst. Er ist ein Freund.«

Mina fuhr sich mit der Hand über die spröden Lippen. Ohne beide aus den Augen zu lassen, ergriff sie eine kleine Wasserschale an ihrer Seite und trank. „Elb“, stellt sie erneut fest. »Kobold«, fügte sie hinzu.

»Ja, und das wird nicht das Letzte sein, was dir hier begegnet und du vorher noch nie gesehen hast. Wie du wohl gemerkt hast, bist du nicht mehr in deiner Welt«, antwortete jemand hinter ihr.